

"Ihr habt gehört": Mt. 5, 21-26

Einleitung:

Heute wenden wir uns erstmals einem grösseren Komplex innerhalb der Bergpredigt zu: den sechs sogenannten Antithesen. Sie beginnen alle mit den Worten „Ihr habt gehört“. Deshalb möchte ich in meiner heutigen Predigt in einem ersten Teil etwas Grundsätzliches zum Phänomen des Hörens sagen. Im zweiten Teil wende ich mich dem Inhalt der ersten Antithese zu, in der sich Jesus mit dem alttestamentlichen Gebot: „Du sollst nicht töten“ auseinandersetzt. Zwischen den beiden Predigtteilen wird das Orchester das Rondeau aus Telemanns Tafelmusik 1 spielen, im Nachklang der Predigt dann die Gigue.

Doch zunächst singen wir dreimal unser Monatslied, das Alleluja, den russisch-orthodoxen Liedruf bei Nummer 232, hören dann die erste Antithese, wie sie im Mt. 5, 21-26 überliefert ist, und singen nochmals dreimal das Alleluja.

Lied: "Alleluja" (232)

Lesung: Mt. 5, 21-26

21 Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht töten! Wer aber tötet, der sei dem Gericht übergeben. 22 Ich aber sage euch: Jeder, der seinem Bruder zürnt, sei dem Gericht übergeben. Und wer zu seinem Bruder sagt: Du Trottel, der sei dem Hohen Rat übergeben. Und wer sagt: Du Narr, der sei der Feuerhölle übergeben. 23 Wenn du nun deine Opfertgabe zum Altar bringst und dir dort einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, 24 dann lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen und geh, versöhne dich zuerst mit deinem Bruder; dann komm und bring deine Gabe dar. 25 Verständige dich mit deinem Gegner in einem Rechtsstreit unverzüglich, solange du mit ihm unterwegs bist, damit er dich nicht dem Richter übergibt und der Richter dem Gerichtsdienner und man dich ins Gefängnis wirft. 26 Amen, ich sage dir: Du wirst von dort nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast.

Lied: „Alleluja“ (232)

Predigt:

Teil 1: Vom Hören

„Ihr habt gehört“, sagt Jesus. Die Gabe zu hören, nimmt man in der Regel als Selbstverständlichkeit hin. Als mir indessen kürzlich jemand aus unserer Gemeinde erzählte, wie er dank eines Hörgeräts nach vierzig Jahren wieder gut hören kann, da wurde für mich etwas vom Wunder des Hörens spürbar.

„Stopf dir mal Watte in die Ohren und geh einen Tag lang so durch die Welt“, sagte der Mann zu mir, „dann hast du eine Ahnung davon, was für ein Dasein ich fristete:

Du hörst keinen Vogel zwitschern, Kirchenglocken nur von ferne. Das Zirpen einer Grille kannst du dir nicht mal vorstellen. Restaurants, Aperos und all die Anlässe meidest du, weil du bei den Gesprächen nur Bruchstücke mitkriegst. Bei Sitzungen im Geschäft haben die Mitarbeitenden den Eindruck, du seist unkonzentriert, weil du nachfragen musst, und am schlimmsten ist es, wenn dich einer anzündet und alle lachen und du verstehst ihn nicht, dann wirst du zum Gespött der Nation. Und dann ziehst du dich zurück.“

Der Mann fuhr fort: „Heute nun, dank des Hörgeräts, höre ich endlich. Ich höre sogar, wenn Menschen flüstern, ich höre die Ober- und Untertöne in den Stimmen und in der Musik. Ich habe mich geöffnet, gehe nun auf Menschen zu, habe die ängstliche Zurückhaltung abgelegt.

Und das wichtigste für mich ist: All diese Töne sind viel mehr als einfach Geräusche, es sind Empfindungen, Klang ist Gefühl, es ist das, was dem Leben Inhalt, Sinn und Tiefe gibt. Heute noch kommt es vor, dass es mich tschuderet, wenn ich Musik höre, dass es mir kalt den Rücken runter läuft und Tränen in die Augen

schiessen.“

Soweit die Worte dieses Mannes, dem das Gehör wieder geschenkt worden ist. Es sind besonders diese letzten Bemerkungen, die mich hellhörig gemacht haben im Zusammenhang mit dem Thema des heutigen Gottesdienstes. Es gibt offenbar eine direkte Verbindung vom Gehör zu den Tiefenschichten unseres Daseins.

Das Ohr hat ein paar erstaunliche Eigenschaften (*Zum Folgenden vgl. Joachim Ernst Behrendt, Nada Brahma – Die Welt ist Klang*). Zum Beispiel wächst unser Organismus, bis wir etwa 17 oder 18 Jahre alt sind. Das einzige Organ, das lange vorher seine endgültige Grösse erreicht hat, ist das Innenohr – also unser eigentliches Hörorgan. Schon viereinhalb Monate vor der Geburt ist es vollständig ausgewachsen. Und in Bezug auf das andere Ende des Lebens hat die Sterbeforschung erkannt, dass bei den meisten Menschen der Hörsinn jener ist, der als letzter verlischt bzw. ausklingt.

Das Ohr ist also gleichsam da, bevor wir selber zur Welt kommen, und es bleibt noch, wenn alles andere schon vergangen ist. Und auf der ganzen Wegstrecke dazwischen ist das Ohr offen. Wir sind über das Ohr dauernd unmittelbar mit der Aussenwelt verbunden.

Das Auge, könnte man zugespitzt sagen, schafft Distanz, seziert, separiert, schneidet. Das Ideal des Auges ist der scharfe Adlerblick. Das Ohr hingegen, obwohl es viel genauer wahrzunehmen vermag als das Auge, nimmt das Ganze in sich auf wie eine grosse Muschel. Über das Ohr sind wir nach innen und aussen in Berührung mit dem All-Einen.

Ein alter chinesischer Weisheitsspruch fragt: „Wenn du einen Klang hörst, dann sag mir doch: Kommt der Klang zum Ohr, oder geht das Ohr zum Klang?“ Man kann diese Frage nicht mit Entweder-Oder beantworten. Ohr und Klang sind eins, als Hörender bin Teil eines universellen Klangraums. Horchen wir hinein in diesen Klangraum, wenn das Orchester nun spielt.

Musik

Zweiter Teil: Vom Töten (Antithese 1)

In unserer heutigen Lesung aus der Bergpredigt bezieht sich Jesus auf das alttestamentliche Tötungsverbot: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt wurde: ‚Du sollst nicht töten!‘ Wer aber tötet, soll dem Gericht verfallen“, sagt er zu Beginn.

Dieses Verbot macht es einem in gewissem Sinn leicht, draussen zu bleiben, Abstand zu halten, die Sache aus Distanz zu betrachten. Das Verbot geht mich insofern nichts an, als ich noch nie einen Menschen ermordet habe (und das ist mit dem hebräischen Wort für „töten“ gemeint: es bezieht sich auf die Ermordung eines Mitmenschen, für die Tötung im Krieg oder auch die Tötung eines Tieres werden andere Wörter verwendet).

Das Gebot: „Du sollst nicht töten“ setzt eine Grenze, die man nicht übertreten soll. Solange ich die Grenze nicht übertrete, betrifft es mich nicht. Doch nun folgt eine Fortsetzung, die überrascht: „Ich aber sage euch“, sagt Jesus: „Jeder, der seinem Bruder zürnt, sei dem Gericht übergeben. Und wer zu seinem Bruder sagt: Du Trottel, der sei dem Hohen Rat übergeben. Und wer sagt: Du Narr, der sei der Feuerhölle übergeben.“

Die Übersetzung der Schimpfwörter mit „Trottel“ und „Narr“ ist ziemlich gut. Beide sind auch im griechischen bzw. aramäischen Urtext völlig harmlos. Wer solche Wörter verwendet, hält seinen Zorn in engen Grenzen. Er müsste hierzulande keine Klage wegen Beleidigung befürchten.

Anders bei Jesus: Der fährt mit gewaltigem Geschütz auf. Vor das oberste weltliche Gericht soll der geführt werden, der zornig ist und jemanden beschimpft, und zusätzlich wird auch noch das göttliche Gericht bemüht, und die Strafe ist die schrecklichste, die man sich ausdenken kann: die Feuerhölle, der Ort des Heulens und Zähneklapperns.

Man fragt sich, was da in Jesus gefahren ist, der ja seinerseits nicht immer der Sanfteste war, der bei Gelegenheit seine Mutter in schroffster Art zurückwies, „Was hab ich mit dir zu schaffen, Weib?“, fuhr er sie an, und der mit brachialer Gewalt die Händler aus dem Tempel vertrieb.

Man sollte, scheint mir, das, was Jesus da sagt von Gericht und Feuerhölle, nicht wörtlich verstehen. Versuchen wir stattdessen einmal, auf die rhetorische Wirkung zu achten. Diese Wirkung ist interessant. Wenn Jesus so redet, bin ich nämlich plötzlich mittendrin. Plötzlich geht mich das, was da gesagt wird, unmittelbar etwas an. Ich stehe nicht mehr distanziert neben dem Geschehen, weil ich ja selber keinen ermordet habe und folglich nicht dem Gericht ausgeliefert werde. Sondern ich *werde* dem Gericht ausgeliefert, weil ich, ehrlich gesagt, täglich und mehrmals täglich einen Grund zu haben meine, irgendjemanden Trottel zu nennen – wenn nicht laut, dann doch in Gedanken.

Vielleicht benehm ich mich nach aussen hin ja sogar anständig, aber das nützt mir nichts. Deshalb bleibe ich nicht verschont vor der Donnerrede, denn es kommt immer wieder mal vor, dass mein Herz zur Mördergrube wird, wenigstens vorübergehend, bis der Zorn wieder ein wenig verrauch ist.

Halten wir also fest: Durch die masslose Verschärfung des alttestamentlichen Gebots: „Du sollst nicht töten“ – durch diese masslose Verschärfung geht mich das, was ich da höre, plötzlich etwas an.

Es ist kein Zufall, dass Jesus seine Rede mit den Worten „Ihr habt gehört“ anfängt. Es geht ums Hören in dem Sinn, wie ich es im ersten Teil der Predigt dargelegt habe: Ein Hören, das keine Distanz zulässt, ein Klangraum, in dem ich mittendrin bin, involviert mit meiner ganzen Existenz.

Indessen ist das, was man da hört, ziemlich unangenehm. Die Vorstellung, in einem Gottesstaat zu leben, der Zorn dermassen massiv sanktioniert, ist abscheulich. Ganz abgesehen davon, dass man sich fragt, ob nicht solche Sanktionen selber Resultate kalten, unmenschlichen Hasses wären.

Noch einmal: Man sollte, scheint mir, die Worte von Jesus anders verstehen, nicht so wörtlich, nicht so gesetzlich, nicht so moralisch. Man sollte stattdessen ihre Wirkung beachten: Die Worte Jesu bewirken mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass ich nie mehr von aussen auf die armen Seelen zeigen werde, die jemanden ermordet haben. Nie und nimmer mehr werde ich mir selbstgerecht zusagen, ich sei nicht so wie sie.

Die Trennung zwischen mir und dem Mörder ist nicht so scharf, wie es auf den ersten Blick den Anschein macht. Auch ich stehe vor den Abgründen der menschlichen Seele, wir alle stehen dort. Die Worte von Jesus erinnern einen daran, und wer genau hinhört, der realisiert die Gnade, die in diesen Worten liegt: Die Unterschiede zwischen Guten und Bösen, Gerechten und Ungerechten, all die Trennungen, die unsere Welten und Scheinwelten konstituieren – sie alle sind ziemlich relativ.

Wir alle sind zutiefst angewiesen auf die göttliche Gnade, und aus dieser Gnade fällt niemand heraus – keiner, der seinem Bruder zürnt, und auch kein Mörder.

„Ihr habt gehört“, sagt Jesus. Das Hören führt uns hinein in den weltweiten Klangraum, es führt uns weiter hinein in den Ursprung, aus dem aller Klang entsteht. Das Hören, das keine Trennung kennt, führt hinein in die Einheit mit All-Einen, führt in die Symphonie von menschlichem und göttlichem Sein.

„Wir horchen in uns hinein“, sagt der grosse jüdische Religionsphilosoph Martin Buber, „und wissen nicht, welches Meeres Rauschen wir hören.“ Dort, wo der Tropfen meiner menschlichen Existenz eins wird mit dem Ozean Gottes, wo sich der Grundton meines Daseins einschwingt in das Rauschen der Ewigkeit – dort gelten andere Gesetze.

Wer jenen unerhörten Punkt der Einheit berührt hat, der weiss, dass es menschenmöglich ist, in dieser radikalen Weise zu lieben, wo jeder Zorn aufgehoben ist, selbst hässlichste Schimpfwörter harmonisch

aufgehen im Lobgesang der himmlischen Chöre und jeder noch so verzweifelte Fluch verklingt im Wiegen und Wogen der göttlichen Urflut. Von dort her hört man wie von fern, wozu wir Menschen berufen sind.

Doch das sind nur Worte. Wir müssen in uns hineinhorchen und hinaus horchen in die Musik – dann fangen wir an zu ahnen, wer wir in Wahrheit sind: grenzenlos liebende Wesen.

Musik

Sonntag, 31. Januar 2010

Andreas Fischer